

Erinnerungen an Neipperg

von Theodor Bolay

Im Spätsommer des Jahres 1928 war im Staatsanzeiger eine Lehrstelle an der evangelischen Volksschule in Neipperg, Oberamt Brackenheim, mit Dienstwohnung ausgeschrieben, und da ich mich gerade um eine ständige Lehrstelle bewerben wollte, machte ich mich an einem schönen Septembersonntagmorgen mit meiner Frau auf, um in Neipperg die Stelle einmal anzusehen. Es war ein richtiger Altweibersommertag, als wir die Straße von Brackenheim nach Neipperg hinauswanderten. Die Obstbäume waren voll köstlicher Früchte, und in den Weinbergen färbten sich die Trauben. In der Ferne grüßte versteckt zwischen Rebenhügeln das kleine Haberschlacht, und von stolzer Höhe schimmerten die Zinnen der ehemaligen Ordensburg Stockheim. Von Neipperg selbst war nichts zu sehen. An einer Straßengabel wies ein alter Wegweiser nach Neipperg, und eine steile Steige führte zur Höhe. Während des Anstiegs schweiften unsere Blicke über die Gefilde des kleinen aber gesegneten Zabergäus, und die Mauer des Stromberges, an dessen Ostende die alte Wallfahrtskirche auf dem Michelsberg über dem herbstlichen Lande zu sehen war, begrenzte die Sicht gegen Süden. Es war wirklich ein köstlicher Anblick, und nicht umsonst trägt diese mit überaus mildem Klima ausgestattete Landschaft den Namen „Klein-Italien“.

Auf der Höhe angekommen, lag vor uns der Hügelzug des Heuchelberges, die Türme der Burg Neipperg standen als Hüter über der Landschaft, und zu Füßen des Burgberges lag zwischen Obstgärten versteckt das kleine Dörfchen Neipperg, dessen Glocken gerade die sonntäglich gekleideten Weingärtner zur Kirche einluden.

Als wir auf der Dorfstraße so dahinwanderten – kein Mensch war zu sehen, nur einige Kinder spielten vor den Häusern –, gelangten wir in die Mitte des Dorfes und erkannten alsbald das Schul- und Rathaus, beide unter einem gemeinsamen Dach. Während wir das Haus ringsum betrachteten, öffnete sich im Nachbarhaus ein Fenster, und ein Weingärtner grüßte freundlich und höflich und fragte nach unseren Wünschen. Er hatte gleich vermutet, daß wir uns die Lehrstelle betrachten wollten, und gab uns bereitwillig die nötige Auskunft. Und während wir uns noch gemütlich unterhielten, kam unter der Rathhaustüre ein Mäuschen heraus, schaute sich vorsichtig um, und als keine Gefahr drohte, hüpfte es von Stufe zu Stufe die ausgetretene Schul- und Rathausstaffel herunter, überquerte die Straße und huschte zwischen den Zaunlatten hindurch in den benachbarten Garten. Keine Katze, kein Hund war zu sehen, die die Verfolgung der Maus aufgenommen hätten. Sonntagsfrieden im wahrsten Sinne des Wortes! Und da mir die allgemeinen und schulischen Verhältnisse des Dorfes gefielen, dachte ich mir, daß in diesem Dörfchen, wo selbst die Mäuse Sonntagsfrieden haben, bestimmt gut zu leben wäre. Ich bewarb mich um die ausgeschriebene Stelle und bekam sie auch, so daß ich bereits am 1. November 1928 auf meiner neuen Stelle aufziehen konnte.

Das Schulhaus war mit grünbelaubten Zweigen geschmückt, mit einem Auto waren wir am Bahnhof Brackenheim abgeholt worden, und am Abend des ersten Tages waren wir auch noch zu einem gemütlichen Glas Wein in das Gasthaus zur Traube eingeladen worden, wo auch die Gesangsabteilung des Turnvereins zugegen war. Als wir dann gegen Mitternacht nach Hause gingen, der Mond zwischen den Türmen der alten Ritterburg herunterblinzelte und die Käuzchen und Waldohreulen im Schloßwald sich vernehmen ließen, hörte ich gerade noch, wie einige junge Burschen zueinander sagten: „Der alt Graf schreit au wieder!“

Gleich in den ersten Tagen meiner Tätigkeit mußte ich erkennen, daß ich es nun mit einem ganz anderen Menschenschlag zu tun hatte als zuvor in Neckarweihingen. Neckarweihingen, ein großes Dorf im Oberamt Ludwigsburg, war hälftig Bauerndorf, zur anderen Hälfte jedoch Arbeiterwohngemeinde, und Hunderte fuhren täglich ins Geschäft in die umliegenden Industriegebiete, um ihrem Broterwerb nachzugehen. Dazu tat der Fluß noch das Seine, so daß einerseits die Nähe der Großstadt, andererseits der Neckar den

Charakter der Neckarweihinger Bevölkerung beeinflussten. In Neipperg aber hatte ich eine Weinbau treibende Bevölkerung vor mir, und die wenigen, die auswärts Arbeit fanden, bildeten die Ausnahme. Auch lag das Dörflein fernab der Großstadt Heilbronn, und die benachbarte Amtsstadt Brackenheim hatte sich den Charakter einer Ackerstadt voll und ganz gewahrt. Als ich gleich in den ersten Tagen meines Neipperger Aufenthalts einmal in den Nachbarort Dürrenzimmern kam und mich mit einer ehemaligen Schülerin meines Vaters aus Botenheim unterhielt, meinte dieselbe, es würde in Neipperg eben „gräfel“!

So lagen also die Dinge in Neipperg, das ich mir zum längeren Wirkungsort erwählt hatte, und es dauerte eine geraume Zeit, bis ich mich im Schulbetrieb einer einklassigen Volksschule eingelebt hatte.

Bald erkannte ich, daß drei Kräfte zusammenwirkten, um dem Dorfbewohner sein eigenes Gepräge zu geben: Die Landschaft, in der der Mensch sein Heimwesen aufgeschlagen hat, die Geschichte, die sein Geschehen im Laufe der Jahrhunderte wesentlich beeinflusst hat, und die Wirtschaftsform, die er sich zu seinem Nahrungserwerb und seinem persönlichen Auskommen gestaltet hat. Hinzu kommen dann noch die gesellschaftlichen Formen des Zusammenlebens im Jahreslauf und die Folgerungen aus seiner religiösen Einstellung.

Nur kurz sei auf die landschaftliche Lage Neippergs eingegangen: Eingebettet in die Keuperlandschaft des Heuchelberges liegt das Dörfchen Neipperg. Die Talaue ist sehr schmal, das Feld ist hügelig, und an den Hängen wächst der Weinstock. Die Hochfläche, die Schilfsandsteinformation, ist bewaldet, dort, wo der Wald bereits gerodet ist, sind Felder mit sandigen Böden, auf denen Roggen und Kartoffeln gedeihen. Neben dem Weinbau ist der Obstbau in gutem Stand, und mit Ausnahme der Ostseite, wo sich ein Tal nach Nordheim und ein anderes nach Dürrenzimmern hinunterzieht, ist der Ort durch Hügelketten abgeschlossen von den benachbarten Siedlungen. Brackenheim, die ehemalige Oberamtsstadt, ist rund 4 km, die Bahnstation Schwaigern etwa 5 km und die Bahnstation Nordheim ungefähr 9 km entfernt. Heute gehört Neipperg zum Landkreis Heilbronn und ist durch eine Omnibuslinie mit Brackenheim und Heilbronn verbunden.

Wie gestaltete sich nun das Leben in Neipperg? Beginnen wir mit der Weihnachtszeit, wie wir sie in diesem ersten Jahr 1928 erlebt haben.

Das Weihnachtsbackwerk, das im Backhaus gebacken wurde, war wie überall, aber fehlen durfte die große Brezel auf keinen Fall, die als Patengeschenk sowohl an Weihnachten als auch an Neujahr verwendet wurde. Die „Blättlesbuben“ erhielten fast in jedem Hause eine solche bis 40 cm im Durchmesser große Brezel und hingen diese alsdann an einem Garbenstrickchen über die Achsel, so daß es immer ein lustiger Anblick war, einen solchen Buben manchmal mit 20 oder mehr Brezeln durch die Dorfstraßen wandern zu sehen.

Am Heiligen Abend war zunächst Gottesdienst in der Kirche, eine Art Christmette. Ein schöner Christbaum war mit Goldsternen und Lichtern geschmückt, darunter eine Weihnachtskrippe, die von Pfarrer Bunz angefertigt worden war. In anschaulicher Weise erzählte der Pfarrer die Weihnachtsgeschichte, und nach dem Gesang „O du fröhliche“ verließen die Kinder eilends die Kirche, um nach Hause zu kommen, ehe der Pelzmärte umging. Er kam in Begleitung des Christkinds aus dem „Baderloch“ ins Dorf und hatte gerade in dieser Nacht viel zu tun.

Der Pelzmärte selber war ein unwirscher Geselle mit rußgeschwärztem Gesicht, gekleidet in altes Zeug! Um den Bart trug er einen Strohwisch, um den Leib hatte er ein Strohseil, einen Rollriemen oder eine rasselnde Kette geschlungen, und in der Hand hielt er den Sack und die Rute. Zunächst schüchternete er die Kinder ein, und ich höre noch heute, wie das Büblein in der Nachbarschaft geschrien hatte, als der Pelzmärte in seiner Stube Einkehr hielt! Das Christkindlein besänftigte dann die Kinder und forderte sie auf,

ein Sprüchlein herunterzusagen. Ein bekannter Kinderreim war: „Christkindle komm, schlag me recht rom!“ Inniger war jedoch folgender Reim:

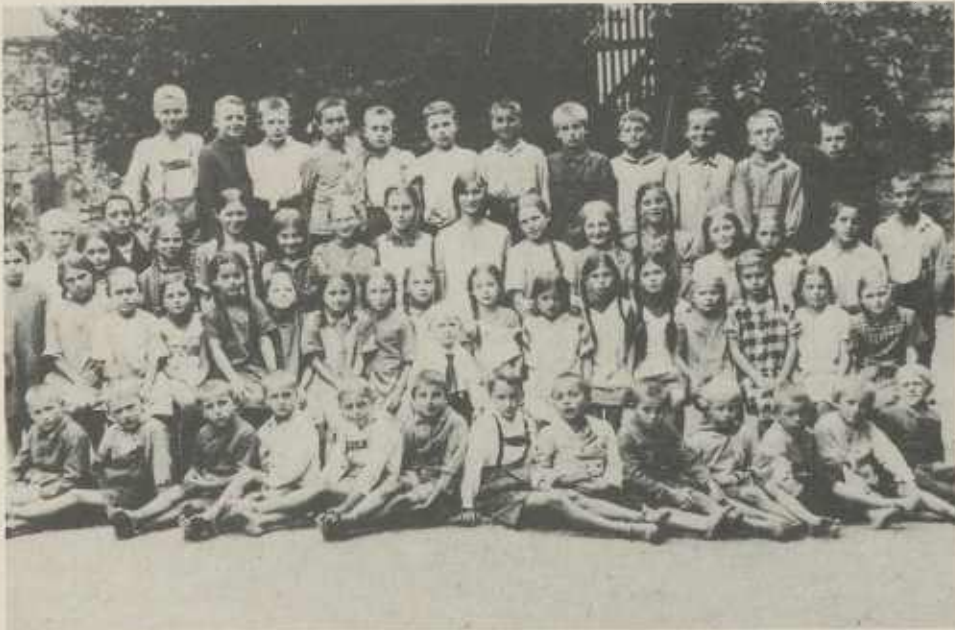
„Christkindle komm in unser Haus,
leer dei goldigs Säckle aus,
stell de Christboom uf de Disch,
daß mer woiß, daß Christtag isch!“

Meist wurde dann am Heiligen Abend beschert, vereinzelt auch am Morgen des Christfestes. Der Christbaum, der in jedem Hause zu finden war, war mit Glaskugeln, Papiersternen, neuerdings auch mit Strohsternen geschmückt. Von der alten Neipperger Form, den Baum mit eingefädeltm Strohhäcksel zu schmücken, war zu meiner Zeit keine Spur mehr zu erkennen.

Bereits im 18. Jahrhundert war es üblich, daß die Schulknaben an den Feiertagen und am Christfest in der Kirche im Gottesdienst sangen, wofür ihnen 18 Kreuzer ausbezahlt wurden. Auch Heu wurde in der Heiligen Nacht unbeschrien ins Freie gelegt, dasselbe dann am anderen Tage verfüttert, im festen Glauben, daß das Vieh im kommenden Jahr nicht „auflaufen“ würde. Üblich war auch das sogenannte „Stephesreiten“, soweit natürlich Pferde gehalten wurden. Vom Pfeffertag, an dem früher in Neipperg hauptsächlich die Frauen „gepfeffert“ wurden, war zu meiner Zeit keine Spur mehr vorhanden.

In der Silvesternacht war Gottesdienst. Nach dem Gottesdienst hielten sich die jungen Leute in der Dorfwirtschaft auf, gab es doch an diesem Abend nicht nur Wein, sondern gar Glühwein! Schlug die Mitternachtsstunde, rannten sie durch die Dorfstraßen mit dem Ruf „Prost Neujohr! Prost Neujohr!“, während die Glocken den Anfang des neuen Jahres kündeten. Üblich war es auch, daß in der Neujahrsnacht geschossen wurde.

Allgemein üblich war das Neujahrswünschen! Die Kinder gingen zu den Eltern, den Großeltern, Verwandten und Taufpaten und wünschten ihnen, manchmal in gereimter Form, ein gutes neues Jahr. Einige solcher Glückwünsche lauteten: „Ich wünsch Euch ein



Die Neipperger Einklassenschule im Schuljahr 1932/33

Vorlage: Theodor Bolay

gutes neues Jahr, einen gesunden Leib, den heiligen Geist und den ewigen Frieden“ oder: „Ich wünsch zum neuen Jahr viel Glück und Segen immerdar, Gesundheit und ein langes Leben, das möge Euch der Herr Jesu geben.“ In manchen Reimen und Wünschen kam aber auch der Humor zur Geltung, wie beispielsweise in den folgenden: „Prost Neujohr, e Schüssel voll Hoor, e Schüssel voll Schnitz, guete Morge, Herr Fritz!“ oder: „I wünsch euch e guts neus Johr ond e Brezel so groß wie e Scheuretor!“ Besonders gefährlich aber war der folgende Spruch: „I wünsch Euch e guts neus Johr, wann dr mr nex gewet, pack i Euch am Hoor!“

Am Tage nach Neujahr gingen früher die Neipperger Kinder ins Schloß, um den Gutsleuten (Verwaltern) ein Neujahr zu wünschen, wofür sie dann ein Stück Weiß- oder Schwarzbrot erhielten.

Das Neujahr 1929 hatte mit milder Witterung seinen Einzug gehalten, und ich hoffte, daß im Unterland uns kein schlimmer Winter erwartete! Aber weit gefehlt, denn in der Nacht vom 10. auf den 11. Januar 1929 fing es an zu schneien, und es schneite ununterbrochen 3 Tage und 3 Nächte lang. Der Schnee lag auf den Fluren und in den Dorfstraßen höher als 30 cm. Die Straßen nach Brackenheim und Schwaigern waren durch Schneewehen bis zu einem Meter unwegsam geworden und mußten durch Bewohner des Dorfes geräumt werden, zur Freude der Schulkinder, die einen Spaß daran fanden, in den hohen Schneewehen sich verstecken zu können oder nur noch den Kopf herauszustrecken. Auch die Schneeräumer hatten Humor, und mancher Schneeball diente der Abwechslung im eintönigen Schneeschippen.

Als das Schneien aufgehört hatte, kam die Kälte, kam der Frost! Von Tag zu Tag wurde es grimmiger, und schon nach wenigen Tagen war der Schul- und Rathausbrunnen zugefroren, so daß er aufgetaut werden mußte. Gemeindepfleger Johannes Alt und Amtsdienier Alt brachten Strohbüschel, umwanden den Brunnenstock und zündeten das Stroh an, so daß der Brunnen wieder auftaute und aus ihm Wasser geschöpft werden konnte. Aber noch einmal mußte diese Handlung vorgenommen werden, denn es wurde immer kälter! Ende Januar waren minus 30 Grad Celsius zu verzeichnen. Kein Wunder, wenn mir die Kartoffeln in meinem Keller, dessen Fenster undicht waren, erfroren und der Most im Fäßchen nicht mehr flüssig sein wollte. Als im Frühjahr Küfermeister Christian Lang das Fäßchen putzen wollte und es öffnete, zog er noch einen faustgroßen Klumpen gefrorenen Most heraus.

Inzwischen war es Lichtmeß geworden. Dies war ja früher der Wandertag des Gesindes, der Knechte und Mägde. Davon aber war 1929 nichts mehr gebräuchlich, nur die alten Leute konnten sich noch an diesen Volksbrauch erinnern.

Eine humorvolle Begebenheit soll hier noch erwähnt werden. Die Sonne schien strahlend vom tiefblauen Himmel herunter, aber bei mehr als 20 Grad Kälte brachte sie die Schneeschmelze noch nicht zuwege. Im Nachbarhaus hatte gerade der Schornsteinfeger seine Mittagspause gehalten, und als er nach dem Essen das Gasthaus „Rose“ verließ, kam gerade der Maler des Dorfes die Straße herunter. Als dieser den Schornsteinfeger erblickte, warf er ihm einen Schneeball an den Kopf und ließ einen weiteren nachfolgen. Doch der Schornsteinfeger ließ sich nicht lange für einen Narren halten, sondern ging auf den Maler in seinem weißen Gewand zu und seifte ihn mit seinen rußigen Händen und seinem Besen tüchtig ein, so daß aus dem weißen Maler ein schwarzer geworden war. Nach etwa 5 Minuten endete dieser Zweikampf, und beide schüttelten sich gemächlich und friedlich die Hände, und die umstehenden Dorfbewohner, alte und junge, hatten an einem unerwarteten Vergnügen teilgenommen.

Doch auch der Winter nahm sein Ende. Um den 5. März setzte Tauwetter ein, und innerhalb 3 Tagen war die ganze Winterherrlichkeit verschwunden. Schon nach wenigen Tagen grünte und sproßte es ringsum, und mit dem 21. März konnte der Frühling seinen Einzug halten. Die ersten Veilchen und Gänseblümchen ließen sich blicken, und auf der

Brackenheimer Steige, auf der im Februar meine Schüler noch wacker Schlitten gefahren waren, da nahezu jeglicher Verkehr wegen des hohen Schnees stillgelegt war, hatten die Weingärtner ihre Stellung in den Weinbergen bezogen und begannen mit dem Schnitt der Reben.

Eines hatte der strenge Winter in Neipperg zuwege gebracht, denn im Gemeinderat wurde im Frühjahr 1929 der Bau einer Wasserleitung erwogen. Wie mir Bürgermeister Schöll damals erzählte, hatte ein erst bei der letzten Wahl neugewählter junger Gemeinderat diesen Gedanken geäußert, und auf Grund der Erfahrungen im Winter hatten die Gemeinderäte sich nach kurzer Aussprache entschlossen, die Einrichtung einer Wasserleitung in die Wege zu leiten.

Aber wo sollte das Wasser hergeholt werden? Der Gemeinderat ließ den bekannten Wünschelrutengänger Oberlehrer Stettner aus Heilbronn kommen, und ein Gemeinderat und ich durchforsteten mit dem Rutengänger die Markung, um nach einer ergiebigen Quelle zu suchen. Nach mehreren vergeblichen Versuchen im „Wassergarten“ und an anderen Stellen rings um das Dorf bemerkte Stettner am Nordostende des Dorfes neben der Straße eine Geländevertiefung, die ihn veranlaßte, seine Wünschelrute auf diese Stelle auszurichten, und wirklich, sie schlug kräftig aus. Nach geraumer Zeit der Beobachtung empfahl er, an dieser Stelle den Brunnenschacht für die Wasserleitung anzulegen, denn in etwa 10 m Tiefe sei eine starke Quelle, die erhebliche Sekundenliter liefere und wohl für den Wasserhaushalt des Dorfes genügen würde.

Gestützt auf diese Untersuchung beauftragte der Gemeinderat den Bürgermeister, die Vorarbeiten für die neue Wasserleitung in Angriff zu nehmen und das Vorhaben von den zuständigen Stellen genehmigen zu lassen. Danach wurden die Arbeiten vergeben, und eine Ludwigsburger Firma wurde mit der Durchführung beauftragt.

Da das Wetter in diesem Frühjahr und Sommer günstig war, konnten die Arbeiten wie vorgesehen ausgeführt werden. Der Quellschacht und die Pumpstation wurden in Angriff genommen, der Hochbehälter auf dem Burgberg erstellt, denn auch die Burg Neipperg sollte Wasseranschluß bekommen. Die Arbeiten an der Verlegung der Rohrleitungen und an den notwendigen Hausanschlüssen gingen zügig voran, so daß sie abgeschlossen werden konnten, als der Herbst vor der Tür stand.

Nach Fertigstellung der Arbeiten trafen sich an einem späten Nachmittag 1931 die Schultheißen von Neipperg und den Nachbargemeinden im Gasthaus zur Traube, um das vollendete Werk gemeinsam miteinander zu feiern. Doch es kam anders als vorgesehen, denn „mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten“. Während die Herren stillvergnügt bei ihrem Viertele saßen, hallte der Ruf durch die Straßen: „Es brennt!“ Und was sich danach zutrug, daß die Wasserleitung ihre Feuerprobe bestehen sollte, das habe ich anderntags in folgendem Bericht festgehalten:

Viele Jahre hatte es gedauert, bis das hinter Keuperhügeln versteckte Weingärtnerdorf eine Wasserleitung bekam; und als dieselbe geplant, gebaut und der Benutzung übergeben werden konnte, war der Schulze nicht wenig stolz auf diese neue Einrichtung in seiner Gemeinde. Vorsichtig war er in dieser Sache zu Werk gegangen, hatten doch viele Dorfbewohner eigene Brunnen, und manche Neuigkeit ließ sich beim Wasserholen ausmachen und besprechen, was nun nicht mehr in solch harmloser Weise möglich war. Aber er kannte seine Bauern und Weingärtner und wußte ihnen den Wert der Wasserleitung so drastisch vor Augen zu führen, daß kein einziger mehr auf die neue Einrichtung verzichten wollte. So kam es, daß die Dorfbewohner samt und sonders die Wasserleitung einrichten ließen und darangingen, die nun nicht mehr notwendigen Pumpbrunnen zuzudecken oder gar zuzuschütten. Nur einige ganz Vorsichtige ließen die Brunnen in ihren Höfen bestehen mit der Begründung, das Wasser sei weicher, und gerade die Frauen wußten den Wert des Brunnenwassers für das Kochen und Waschen nicht genug zu preisen. Mit der Zeit verrosteten aber auch diese Brunnen, denn es stellte

sich heraus, daß es besonders in den arbeitsreichen Tagen der Ernte vorteilhafter und zeitsparender war, den Wasserhahn in der Küche und im Stall aufzudrehen, als treppauf, treppab die schweren Eimer zu schleppen. So gerieten die alten Brunnen mehr und mehr in Vergessenheit, und die Wasserleitung hatte sich durchgesetzt.

Auch die Feuerwehr hatte im Zusammenhang mit der Einrichtung der Wasserleitung ihren Gerätebestand einer durchgreifenden Erneuerung unterzogen. Die alte Feuerspritze, bewährt in guten und bösen Tagen, konnte in den wohlverdienten Ruhestand treten. Hydranten waren im ganzen Dorf in den Dorfstraßen eingebaut, und der Wasserdruck genügte, um bei Feuersnot die Schläuche zu füllen und das Wasser in die Flammen zu schleudern. Saubere Schlauchwagen mit Standrohren, Schlüssel, Schlauchrollen und Mundstücken wurden von der Gemeindeverwaltung angeschafft, und es war eine Freude zu sehen, mit welchem Eifer die tapferen Männer der Feuerwehr sich mit den neuen Geräten vertraut machten. Doch zum guten Glück hatte es im Dorf schon länger nicht mehr gebrannt. Jeder Dorfbewohner war vorsichtig im Umgang mit dem Feuer, denn der alte Nachtwächterspruch „Bewahrt das Feuer und das Licht“ hatte sich tief in das Gedächtnis der Dörfler eingegraben.

Einmal, es war an einem Abend im November, da gerieten die Weingärtner in jähen Schrecken. Beim letzten Hause des Dorfes war im Heustock einer Scheune ein Brand ausgebrochen. Innerhalb weniger Minuten schlugen die Flammen zu den Dachluken hinaus und züngelten prasselnd und hell lodernd gegen den nächtlichen Himmel. Mit Windeseile sprang die Kunde vom Feuer durchs Dorf. Die Leute eilten aus den Häusern, Nachbarn sprangen ins Wohnhaus, das an die Scheune angebaut war, um die Kinder zu retten, da nicht vorauszusehen war, welchen Verlauf das Schadenfeuer nahm. Die kinderreichste Familie des Dorfes war von diesem Unglück betroffen worden, und allseitige Hilfe tat not, um das Nötigste zu bergen. Alle Frucht lag schon ausgedroschen auf der Bühne, und erst am Vormittag war Schlachtfest gewesen. Bei Verwandten und Nachbarn fanden die Kinder ein Unterkommen, und die Dorfgemeinschaft zeigte sich auf die rührigste Weise.

Inzwischen war auch die Feuerwehr herbeigeeilt, denn es galt, wenn irgend möglich, das Wohnhaus vor der Zerstörung zu bewahren. Die Bürgermeister, die gerade in der „Traube“ versammelt waren, hatten sich auf dem Brandplatz eingefunden, und auch der Ortsbürgermeister Schöll war zugegen. Trotz der großen Gefahr, in der das ganze Dorf schwebte, lag Zuversicht auf allen Gesichtern, wußte man doch, daß nun die Wasserleitung sich bewähren wird. Wassernot kannte man überhaupt nicht mehr, da die Quellen jahraus, jahrein überreich den Quellschacht speisten. Im Nu waren die Deckel der Hydranten gehoben und beiseite gelegt, die Standrohre eingesetzt und die Schläuche angeschraubt. Ein Signal, eine Drehung und stolze Wasserstrahlen prasselten ins Feuer. Doch was war das auf einmal? Wo blieben die stolzen Strahlen, die eben noch so hoch durch die Luft ihre Wasser schleuderten? Sie waren plötzlich verschwunden, und alle Mühe war vergebens, neue Wassermassen in die Gluten zu werfen.

Was war geschehen? Nun, nichts weiter, als daß der Pumpenwärter infolge des jahreszeitlich bedingten geringen Wasserverbrauchs nicht mehr täglich den Hochbehälter füllte. Ausgerechnet an diesem Abend mußte ihm das passieren, wo er doch immer so gewissenhaft sein Amt ausführte. Ausgerechnet diesmal ging das Wasser im Hochbehälter zur Neige. Aber nur keine Angst, die Pumpe selbst ist ja in Ordnung! Ein Druck auf den elektrischen Knopf genügte, und sie begann ihre Tätigkeit und hob unter gleichmäßigem Stampfen die Wassermassen aus dem Quellschacht in den Hochbehälter.

Allein es war zuwenig in diesen Minuten. Vier Rohre sollten Wasser in Hülle und Fülle haben, um dem Feuer Einhalt zu gebieten. Umsonst schien alles Bemühen. Da griffen die Umstehenden zu. Die Pumpbrunnen an den Dunglegen traten in Tätigkeit, aus dem Dorfbach wurde Wasser geschöpft und die alte Spritze feierte noch einmal ihre Triumphe. Noch war nicht entschieden, ob es gelang, das Feuer auf seinen Herd zu beschränken, da hörte man das Signal der Motorspritze aus dem benachbarten Amtsstädtchen.

In höchster Not hatte der Pumpenwärter die Gefährlichkeit der Lage erkannt, die Motorspritze fermündlich herbeigerufen, und nun war sie eingetroffen, um rasche Hilfe zu bringen. Ein gewaltiger Saugschlauch wurde in den übervollen Quellschacht des Pumpwerks eingelassen, und nach wenigen Minuten ergossen sich zahlreiche Wasserstrahlen in den Brandherd. Es gelang, dem Feuer energisch auf den Leib zu rücken und seinem Wüten Einhalt zu gebieten. Schon nach kurzer Zeit war ein weiteres Umsichgreifen des Feuers nicht mehr möglich, und auch die Flammen erloschen mehr und mehr. Die Scheune war wohl nahezu ausgebrannt, aber es war wenigstens gelungen, das Wohnhaus zu retten.

Langsam verliefen sich die Leute und erholten sich von ihrem Schrecken, nur eine Feuerwache blieb auf der Brandstelle zurück.

In einer späteren Sitzung des Gemeinderates sollte die Angelegenheit zur Sprache kommen und der Pumpenwärter gehörig ins Kreuzfeuer genommen werden. Allein, als es dann soweit war, zeigte niemand mehr Lust, die Sache noch einmal aufzurühren, nachdem sie so gnädig verlaufen war.

Seit dieser Zeit gab es im ganzen Dorfe keinen gewissenhafteren Menschen als den Pumpenwärter. Zweimal am Tage schaute er nun auf den Wasserstandsmesser und schaltete die Pumpe ein, um immer, wenn nötig, für den Einsatz bereit zu sein.

Was wäre Neipperg ohne seinen Weinbau, zählen doch die Neipperger Weine zu den Spitzenweinen im „Ländle“.

Deshalb ist es auch verständlich, daß der Weinlese in einer Weinbaugemeinde größte Bedeutung zukommt. Beginnen sich die Trauben zu färben, was in guten Jahren Ende August der Fall ist, dann beginnen die Augen der Weingärtner zu leuchten und zu glänzen. Ein stilles Gefühl der Vorfriede macht sich bemerkbar, und gerne gehen sie jetzt an den Sonntagen hinaus, um die Trauben zu sehen. Jetzt ist die Arbeit im Weinberg nahezu beendet, und was der August gekocht, kann nun der September braten, denn nicht umsonst hieß es: „Septemberwein – Herrenwein, Oktoberwein – Bauernwein!“ Die Bekämpfung der Schädlinge und Pilzerkrankungen im Weinberg ist abgeschlossen und nur zuweilen gilt es, noch ein Kräutlein, das heißt eine junge Anlage im ersten Jahr, vorsichtshalber zu spritzen. Sonst ist es üblich, möglichst wenig zwischen den Stöcken herumzugehen, um ja keinen Schaden an den Trauben anzustiften. Als ich einmal im September einem Weingärtner begegnete, der sich auf seine Haue stützend in den Weinberg hinausging, meinte dieser: „Hand se en Spaziergang gmacht?“ Ich sagte „ja“, denn es war auch so, aber ich fragte ihn, was er denn noch jetzt mit der Haue draußen im Weinberg schaffen wolle, da es doch nicht mehr nötig sei? Darauf entgegnete er mit einem verschmitzten Lächeln: „Wisset se, mr ka doch net ohne Hau rausgange, was würdet do d'Leit sage, ond manchmal ka mr vielleicht no irgend en Okrautbusch versetze oder raushacke müesse!“ Ich verstand ihn, und wir gingen auseinander.

Einige Wochen vor der Lese werden die Wengertschützen bestellt, meist jüngere Burschen aus dem Dorfe, zuweilen aber auch Arbeitslose. In diesem Jahr, als ich meine Berichte notierte, war es nicht nötig, Wengertschützen hinauszustellen, denn es gab schlechterdings auf der Neipperger Markung keine Weinberge zu hüten, da der Ertrag überhaupt nicht nennenswert war, zumal die Hauptweinberglage infolge des Frostes im Februar und späteren Hagelschlags vollständig ausgefallen war.

Zu Beginn der Weinberghut wurden auf dem Rathaus die wenigen Gegenstände, die zur Ausstattung der Wengertschützenhütte notwendig waren, abgeholt, hinausgeführt und die Schützenhütte zurechtgerichtet. Ein alter Ofen, auch ein Bett, eine Bank, ein Tisch und ein Stuhl durften nicht fehlen, und auch die Türe, die den Sommer über auf dem Rathaus war, wurde wieder angebracht. Der Eingang wurde mit Grünzeug geschmückt, mit Schlehen- und Hagebuttenzweigen. Auch Kürbisse wurden als Zierat verwendet, und an schönen Herbsttagen war es wirklich eine Freude, ein Wengertschütz zu sein. Eine Pistole

und eine Rätsche waren die äußerlichen Zeichen des Wengertschützen, und die Kinder trieben gerne ihren Spott mit ihm, wenn er ihnen zu nahe auf die Fersen kam:

„Wengertschütz – bodeknütz,
gehst die Stäfele uff ond ra,
zopfst die schönsten Beerle ra,
die grünen läßt er hange,
Vadder ond Mueder zanket!“

Nachdem die Vorlese durchgeführt war, das heißt, nachdem das Frühgewächs, das sich zuweilen noch zwischen den Stöcken befand, und das Faule ausgelesen war, wartete man je nach Wetter mit dem Beginn der eigentlichen Lese noch zu, denn je günstiger und sonniger das Herbstwetter, um so besser die Qualität des Weines.

War die Lese festgesetzt – früher durch Gemeinderatsbeschluß, jetzt durch die Genossenschaft –, so schossen die Wengertschützen den Herbst an. In der Frühe des festgesetzten Tages, zwischen 3 und 5 Uhr, kamen sie zusammen, um gemeinsam mit den benachbarten Wengertschützen den Herbst anzuschießen.

Die Ordnung der Lesenden im Weinberg ist beliebig. Aber eines war von ausschlaggebender Bedeutung: Der Weingärtner ging nicht im Alltagsgewand hinaus, er zog sich festlich an, denn es war ein wirklicher Fest- und Freudentag für ihn, den Segen des Herbstes nach all der sommerlichen Mühe zu bergen.

Für den Tagesbedarf wurde das Essen mitgenommen, und zwischen 11 und 12 Uhr wurde „Vesper“, das hieß in diesem Falle Mittag, gehalten. Bei warmem Wetter aß man kalt, bei kalter, frostiger Witterung wurde im G'stäffel oder in der Hütte aus alten Pfählen ein Feuer gemacht und Wurst und Getränke, meist Wein, angewärmt. Die Hauptmahlzeit wurde dann am Abend zu Hause eingenommen. Diese mußte reichlich sein, und nicht umsonst schlachteten vermögliche Weingärtner vor dem Herbst ein kleineres Schwein.

Keine Weinlese ohne Schießen. Immer wieder knallte es draußen in den Weinberghalden; Schwärmer und Frösche wurden angezündet und die Leserinnen dadurch erschreckt. Zimperlich durfte niemand sein, denn „es ging in den Herbst!“ Während der Lese wurde vielfach gesungen. Die alten Volkslieder wurden wieder aus der Erinnerung geweckt, aber auch neuere Lieder, die besonders von der Jugend gesungen wurden, waren zu hören. An ihre Stelle traten später Papierlaternen, und im nahen Meimsheim gibt es seit einigen Jahren ein eigentliches Laternenfest, bei dem die schönsten angefertigten Herbstlaternen mit Preisen bedacht werden.

Zuweilen kam auch der Wengertschütz in den Weinberg, in dem gerade gelesen wurde. Ein Vesper und einige Glas Wein bekam er vom Weingärtner, und dieser unterhielt sich mit dem Weinbergschützen über das Wetter, über den Weinertrag und ähnliche Dinge, wie sie nun einmal im Gesichtskreis eines richtigen Wengertschützen lebendig sind.

War die Lese beendet, so kamen die Weinkäufer, soweit der Wein nicht in der Genossenschaft gekeltert und gelagert wurde, um den Wein zu fassen und in die Städte zu bringen. Dieser freie Verkauf war besonders seit der Gründung der Weingärtnergenossenschaft in Brackenheim, in die der meiste Weinertrag nun geführt wurde, nahezu verschwunden.

So vorteilhaft diese neue Einrichtung für die Weingärtner war, so gewaltig war diese Einrichtung einschneidend für den Haushalt des einzelnen Weingärtners. Und so klagte mir ein Weingärtner aus Haberschlacht nicht ohne Grund: „Mr hand ebe koi Geld meh uf dr Hand, 'sraicht zu nex mehr! Früher hand mr em Herbst einkaufe könne, Maschene kaufe kenne, Hausrat kaufe kenne, aber jetzt mießet mr warte, bis mr jeden Monat ebbes von der Genossenschaft ausbezahlt bekommt!“ – „So, jetzt wisset se, wie's isch, wenn mr Gehaltsempfänger worde isch“, war meine Antwort.

War die Arbeit des Jahres zu Ende, war der Wein geherbstet, wurde Kerwe gefeiert. Besonders die Kinder freuten sich auf diese Festzeit, in der mit Essen und Trinken nicht

gespart wurde. Fröhlich sangen sie: „Wenn's Kerwe isch, wenn's Kerwe isch, no sticht mei Vadder en Bock, no danzt mei Mueder, no danzt mei Mueder, no waggelt ihr dr Rock!“

Kuchen wurden in jedem Haus gebacken, alle möglichen Sorten: Obstkuchen, Traubenkuchen, Käskuchen und Zwiebelkuchen. In den Wirtschaften herrschte Hochbetrieb, denn aus nah und fern kamen die „Kerwegäst“, und kein Handwerker durfte versäumen, an der Kerwe ins Dorfwirtshaus zu gehen und, soweit möglich, auch etwas zu spenden. An diesem Tage gab es Hasenbraten und Rehbraten, dazu war ein Schwein geschlachtet worden, und im Gasthaus, in der „Krone“, die über einen Saal verfügte, herrschte reger Tanzbetrieb. Kuchen wurde an diesem Tage seitens des Gastwirts gratis gespendet, und um so mehr sprachen die Gäste dem alten und neuen Wein zu, der jetzt gerade so recht räs war und auf der Zunge und im Gaumen besonders gut mundete. Gemeindeverwaltung und der Lehrer durften es nicht versäumen, an diesem Kerweabend in die Gasthäuser des Dorfes zu gehen, um mit der Dorfgemeinde am höchsten Fest, am Abschluß des arbeitsreichen Jahres, gemeinsam zu feiern.

Auch der Kerwemontag war vor dem Krieg noch ein Tag der Arbeitsruhe, und noch einmal traf man sich am Abend in den Gasthäusern.

Früher war es allgemein üblich, daß nach der Kerwe gedroschen wurde. Nachbarn und Verwandte halfen einander, und Munterkeit und Frohsinn herrschten bei den Dreschern, die die Flegel schwangen, wurde doch dabei dem Wein gründlich zugesprochen. Es war aber nicht besonders leicht, die Drescher, die den Roggen ausdroschen, damit das Stroh zum Heften im Weinberg verwendet werden konnte, unter einen Hut zu bringen, deshalb wurden bestimmte Verse dem Dreschtakt zugrunde gelegt:

Drosch man zu dritt, so hieß es: „Haut – d'Katz – ab!“

Zu viert: „Zieg – ers – Fell – ab!“

Zu fünft: „Schul – des – du – Zip – fel!“

Zu sechst: „E – bira – schnitz – ond – Spat – ze!“

War dann der Drusch beendet, so lautete der Schlußreim:

„Reiß dr Katz de Schwanz raus! Reiß en aber net ganz raus! Laß au no en Stompe stehe, daß mr kann spaziere gehe!“

Der letzte, der den Schlag tat, war der „Moggel“. Mit einem gemeinsamen kräftigen Mahl, der „Flegelhenke“, wurde die Dreschzeit beendet. Heute ist an Stelle des Flegels die Dreschmaschine getreten, aber auch heute noch muß der Roggen von Hand gedroschen werden, damit das Heftstroh verwendet werden kann. Wie dies aber im Zeitalter des „Mähdreschers“ noch möglich ist, entzieht sich meiner Kenntnis!

Abschließend seien noch einige Redensarten, die früher gebräuchlich waren, erwähnt:

„Onderm Disch isch au en dr Stuwe!“

„Der raucht wie e lombicher ofe!“

„Der sengt wie e Sack voll Milchsäule!“

„Der lefft wie en Salzbot!“

„Der hot Füëß wie e Rewestengele!“

„Der schnarcht wie e Nescht voll Igel!“

„Der schoht en seine Schuh dren wie d' Goiß em Melichkiwel!“

„Weider wie he ben i net!“

„Der hengt d' Auche raus wie en klopftr Has!“

„Der lacht wie en frisch verheirateter Maiekäfer!“

„Halt dei Schnebber, wann d' nix woisch!“

Anmerkung

Der vorliegende Beitrag ist das Manuskript eines Vortrages anläßlich der Jahreshauptversammlung des Zabergäuvereins am 20. Oktober 1985 in Neipperg.